

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 103 (1983)

Artikel: J.J. Ludwig Geist, Tagebuch einer Reise durch die Schweiz :
Aufzeichnungen von Goethes Schreiber 1797
Autor: Schnyder-Seidel, Barbara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

J. J. Ludwig Geist – Tagebuch einer Reise durch die Schweiz – Die Aufzeich- nung von Goethes Schreiber 1797*

Vorbemerkung

Bei meiner Arbeit an «Goethes letzte Schweizerreise»** fand ich in den Berichten und Kommentaren von 1930 an nicht nur Hinweise auf das Tagebuch des begleitenden Schreibers Ludwig Geist, auch Auszüge daraus sowie aus dessen «Zürchischen Idiotikon». Immer war die Rede von einem Pappbändchen mit Rotschnitt im Quartformat, das neuerdings zu lesen sei – als könnte man es überall kaufen. Nachforschungen bei Bibliotheken, Archiven und Antiquariaten blieben aber erfolglos, es stellte sich heraus: Ludwig Geists Tagebuch befindet sich im Original als einziges Exemplar wohlverwahrt im *Goethe- und Schiller-Archiv der Nationalen Forschungsstätte für klassische deutsche Literatur in Weimar*. Um 1928 war es käuflich erworben worden. Nach Ausfüllen eines Fragebogens und Unterzeichnen einer Verpflichtung über nur teilweise oder informative Benützung wurden mir 90 photokopierte Seiten zugesandt, die Route durch die Schweiz betreffend und auch der «Beytrag zu einem Zürchischen Idiotikon». Später, nach Briefwechsel und einem Gespräch in Weimar, erhielt ich die Bewilligung zur Bearbeitung und erstmaligen Publikation dieses Teiles des Tagebuches. Es ist in der damals üblichen deutschen Kurrentschrift verfasst, wichtige Wörter in kunstvoll gerundeten französischen Lettern geschrieben. Das Bild ist schwungvoll, klar über Seiten hin, hier und dort scheint der Text in Eile hingeworfen, auch Korrekturen wurden angebracht, doch dürfte es sich beim vorliegenden Tagebuch nicht um die Blätter handeln,

*J. J. Ludwig Geist – Tagebuch einer Reise durch die Schweiz. Verlag Th. Gut, Stäfa 1982.

**Insel-Verlag – it 375.

die Geist auf der Reise verfasste, sondern doch eher um eine nachträgliche Reinschrift.

Unser Autor hiess mit vollem Namen Johann Jakob Ludwig Geist, er wurde am 14. April 1775 geboren, sein Vater war Korbmacher in Berka. Als aufgewecktes und intelligentes Kind erhielt er einen der begehrten Plätze am ausgezeichneten Lehrerseminar in Weimar. Warum er nicht Lehrer, sondern mit neunzehn Jahren von der Schulbank weg Goethes Schreiber wurde, weiss man nicht. Er war dessen erster «gebildeter» Schreiber, er konnte Latein, besass botanische Kenntnisse, er spielte Orgel; im Schipfsaal in Herrliberg hat er dann auf der Hausorgel seine Tänze gespielt und mit «mehreren jungen Leuten beyderlei Geschlechts... den lustigsten Ball» arrangiert.

Für alle Arbeiten als Schreiber-Sekretär – auch als Kammerdiener, wenn niemand anderer zur Stelle war –, hat Goethe ihn sich herangebildet, alle seine Schreiber hat er sich herangebildet; zu ihren Pflichten gehörte, neben dem Schreiben nach Diktat «ein Buch accurat mit einem Umschlag zu versehen, ein Päckchen zierlich und dauerhaft zu emballieren, einen Brief vorteilhaft zu brechen, einen Kupferstich zierlich und sicher anzufassen [mit beiden Händen zu beiden Seiten in den oberen Ecken!], ein Buch in seine Reihe wieder einzustellen, dass es nicht zu tief hineingeschoben sey oder gar auf dem Kopf stehe, dieses versteht niemand besser wie Goethe und Einer, der um ihn herum zu seyn Gelegenheit hat... [er] lernt Ordnung und Accuratesse, wenn sie ihm noch fehlt... So kann er auf keinem unbeschnittenen Papier schreiben, so ärgert es ihn, wenn man das Licht zu tief abputzt, weil es nicht allein dunkel brennt, sondern auch den überflüssigen Saft von sich geben muss» schrieb ein anderer Goethe-Schreiber, Theodor Kräuter. Nicht genug damit, es waren die Sammlungen, Mineralien, Botanisches für die Pflanzenlehre, sein Instrumentarium für die Farbenlehre usw. in Ordnung zu halten. Hinzu kam die Buchhaltung, die Abrechnung über alles und jedes in Küche, Haus und Hof, Einkäufe und Bestellungen, auch hier war Goethe akkurat, er kontrollierte die Kleinigkeiten, seine Exaktheit grenzte an Manie. Seine Angestellten wussten davon, zumal von seinem Geiz; sie kannten aber mithin seine Herzensgüte, seine Teilnahme am weiteren Leben einstiger Hausgenossen. Als Geist nach neun Jahren den Frauenplan verliess – der

Grund zur Trennung ist unbekannt –, verschaffte er ihm eine Stelle, zuerst als «Hof-Marschall-Amts-Rechnungs-Revisor», kurz Stallschreiber. 20 Jahre danach taucht er in Goethes Tagebuch wieder auf: «Revisor Geist», Fachmann in der Blumistik, es wurde über «Monstrositäten» gesprochen, und «das Nähere über seine Geschäftsverhältnisse».

1831, im Juni, schrieb er Goethe: «Ich bin stolz darauf, eine geraume Zeit in Ew. Excellenz Diensten gewesen zu seyn, indem ich hierdurch Gelegenheit hatte, mir durch die Nähe eines so hohen und von der Welt allgemein verehrten Vorbildes manche Tugend anzueignen, die nun mein Glück vollkommen gegründet haben.» Er starb 1854, 78jährig «an Altersschwäche», er hatte geheiratet, hinterliess aber keine Leibeserben.

Wie sah er aus? Es gibt keine Bilder von ihm. Er legte Wert darauf, an seiner Sprache als Sachse erkannt zu werden.

Er muss ein recht selbstbewusster und im Denken selbständiger junger Mann gewesen sein, aufmerksam, lebhaft, ja pffiffig in seinen Beobachtungen. Er verstand es, auch das lässt sich an seinen Notizen erkennen, ins Gespräch zu kommen, überall, sich über Land und Leute und Gebräuche informieren zu lassen; die Weiblichkeit interessierte ihn, wo immer er hinkam, sah er sie.

Seine grosse Bewährungsprobe in Goethes Dienst, zugleich seine erste grosse Reise war jene in die Schweiz 1797, und er nutzte sie, um neben dem Schreiben nach Diktat von Goethes Reise-Tagebuch seinen eigenen Bericht zu verfassen. Er tat es nach seinem Sinn, übernahm nur da und dort Ausdrücke, Bilder oder Ansichten von seinem Herrn, er gab den Anschein, mit seinesgleichen unterwegs zu sein.

Wenn Philipp Seidel 1779, Sekretär auf der zweiten Reise in die Schweiz, seine Tagebücher so schrieb, dass sie heute kaum mehr von Goethe-Texten zu unterscheiden sind; wenn der treue Karl Stadelmann 1814 auch Tagebuch führte, waren es zwar persönliche Reiseberichte, aber doch auf die Exzellenz bezogen, auf deren Befinden und alles, was die Kur betraf, findet sich dergleichen nicht bei Geist. Den Namen seines Herrn nennt er einmal in einem kuriosen Epigramm, danach nicht mehr; falls das Pappbändchen bei irgendeinem Trödler gefunden worden wäre – ohne jenes Epigramm –, es hätte kein

Mensch vermutet, dass hier mit Goethe gereist wurde, die Blätter wären achtlos beiseite gelegt worden.

Wir aber, da wir es wissen, da wir zudem neugierig sind, wir vermögen zwischen den Zeilen Goethes Anwesenheit zu erkennen, Näheres zu erfahren von der Reise, den Stimmungen, und dafür sind wir dem jungen Ludwig Geist dankbar. Ganz abgesehen davon, dass er mit seinen oft drolligen, oft naiven, oft auch klugen, auch vorwitzigen Bemerkungen Vergnügen bereitet.

Sein Tagebuch schliesst er mit einem fast rührend bescheidenen Nachwort:

«Dies wäre also das wenige, was ich auf Verlangen mehrerer meiner Freunde ihnen mitzutheilen gedachte. Mein Zweck war auf keinen Fall, eine vollständige Reisebeschreibung zu liefern, denn zu so einer Arbeit wird wohl etwas mehr Talent erfordert, als das meinige ist. Ich begnügte mich also mehr damit, dasjenige was mir auf meiner Reise von Tag zu Tag vorkam und mir nur etwas interessant war, ganz getreu niederzuschreiben und so damit einmal meine Freunde zu unterhalten.» Dann aber kehrt unser selbstbewusster Ludwig Geist wieder: «Ich verspreche mir auch hiervon eine gute Aufnahme», setzt er vertrauensvoll hinzu.

Auf dem Deckblatt des Pappbändchens schrieb Geist schwungvoll: «Tagebuch einer Reise durch den oberrheinischen Kreis, die Pfalz, das Herzogth. Württemberg, die Schweiz und Franken vom 30^{ten} Julius bis 21^{ten} Nov. 1797, gesammelt von J. G.» (Hier fehlt das zweite 'J' für Jakob und 'L' für seinen Rufnamen Ludwig; hat unser kleiner Freund es Goethe-ähnlich gefügt?)

Die Reise ging von Weimar zuerst nach Frankfurt, wo Geist sich Goethes Mutter gefällig zu machen wusste und sich im übrigen in der Stadt umschaute; von dort nach Heidelberg, Tübingen, Stuttgart und durch Schwaben. In den grösseren Städten hielt man sich einige Tage auf, Museen und Theater wurden besucht. Von Frankfurt an bis Zürich fuhr Goethe im kleinsten, billigsten Gefährt, in einer Miet-Chaise, zweiplätzig, was brauchte er mehr für sich und seinen Schreiber. Von Tübingen an sass auf Empfehlung von Verlegerfreund Cotta ein Postillon auf dem Kutschbock, «er hat die Behaglichkeit und den Leichtsinn eines gebornen academischen Pferdephilisters, bessere Qualitäten kann man sich auf der Reise von einem

Schwager nicht wünschen.» Nach Schaffhausen kamen sie gegen Abend. Einen Tag lang umkreiste, betrachtete und beobachtete Goethe dann den Rheinfall, Geist mit ihm, und am Morgen des 18. September fuhren sie «früh sechseinhalb aus Schaffhausen» und erreichten abends sechs Uhr bei schönem Wetter Zürich. Sie kehrten ein im Gasthaus zum Schwert. Anderntags kam Johann Heinrich Meyer von Stäfa, der Kunsterkenner und Lebensfreund, und am 21. September wurde nach dessen Heimatort gesegelt.

Dienstag, den 19^{ten} Sept.

... Wir kamen nun durch ein artiges Wäldchen nach Buolach und nach einigen kleineren Orten nach Zürich.

Diese Stadt hat eine überaus schöne Gegend, sie liegt unterhalb des Zürcher Sees, indem der Ausfluss desselben der den Nahmen die Limmath führt, die Stadt beynah in zwei gleiche Theile theilt. Sie hat ohngefähr 1000 Häuser unter denen sich manches schöne Gebäude befindet, im Ganzen aber ist die Stadt alt, die Strassen enge, so dass man glaubt in einer Italiänischen Stadt zu seyn. Diese Idee wird auch noch mehr durch die flachen und kleinen Dächer, welche die Häuser haben, erregt. Öfters sind auf denselben noch Altäun angebracht, wo sich denn die Einwohner besonders in den Abendstunden des Sommers über versammeln und sich mit einem vertraulichen Gespräch und bey einer Pfeife Tabak sehr gut zu unterhalten wissen, es geschieht sogar öfters, dass sie ihre Abendmahlzeit hier halten.

Auf schöne Gärten, die aber meistens noch nach französischen Geschmack angelegt sind, halten sie ebenfalls sehr, man findet in denselben noch viel Steifes, denn sie sind reichlich, ja fast überflüssig mit den schönsten Buchsbaumzweigen geziert, sie werden sehr oft und accurat beschnitten, und es nimmt sich in seiner Art doch recht gut aus. (Man sieht den Buchsbaum hier wirklich schon als Baum, denn ausserdem könnte man ihn zu diesem Entzweck nicht gebrauchen.)

Da waren sie durch die Niederdorf-Porte eingefahren, das mittelalterliche Niederdorf steht bei Geist für die ganze Stadt. Alt ist für ihn nicht auf-, sondern abwertend, die engen Gassen

und Gässchen. Neu scheint der Vergleich mit einer italienischen Stadt. Hat Goethe, ihm in der Chaise die Stadt erklärend, seine italienischen Erinnerungen eingeflochten?

Einzuräumen ist indes, dass Zürich städtebaulich von damaligen Reisenden nicht unbedingt gerühmt wurde; es war die Lage, wie Geist es sagt, die sie alle überwältigte, der See, die Berge.

Die Gärten: Hier schaut er mit Kennerblick, von Goethe nach englischem Geschmack geschult, das «Gewühle der Blumen», die Parklandschaften in Weimar; für dergleichen allerdings fehlte in Zürich der Raum, die Häuser waren auch in der «kleinen», der neuen Stadt recht nah zusammengebaut.

Mittwoch am 20 Sept.

Ging ich des Morgens um 8 Uhr oberhalb der Stadt nach dem See zu und betrachtete die herrliche Gegend etwas umständlicher und genauer. Der See ist 7 Stunden lang und 1 Stunde breit. An seinen Ufern hin ist eine ununterbrochene Fruchtbarkeit, herrliche Weinberge, schöne Baumstücke. Die angenehmsten Villen der Stadtbewohner und heitersten Dörfer wechseln ununterbrochen mit einander ab, auf dem See selbst lebt und webt alles, man sieht theils Frachtschiffe, theils kleine Fischerkähne den See durch kreuzen, ferner sieht man oft Schiffe nur bloss mit Menschen beladen, die nach der grossen Wallfahrt Maria Einsiedeln wallfahrten. Es ist recht artig, einem solchen Trupp Menschen zu begegnen, denn unterwegs pflegen sie gemeiniglich untereinander ihre Litaney abzusingen, oder ihren Rosenkranz zu beten, und es mag ihnen in diesem Moment begegnen, was da nur will, so lassen sie sich auf keine Weise in ihrer Andacht stöhren oder irre machen, doch des umständlichern hiervon künftig.

Der Abschluss des Sees [in der Fussnote ist beigelegt: die Limmath] ist wohl 4 mal so stark als die Ilm und ist im Sommer am stärksten, weil da der Schnee auf den Alpen mehrentheils sehr stark schmilzt und also der See grossen Zufluss hat. Der Abfluss vereinigt sich unterhalb Zürich mit dem wilden Silsfluss und fallen beyde oberhalb Seckingen in den Rhein.

Ich begab mich um 10 Uhr wieder von hier in die Stadt zurück und sah Nachmittags einen Verbrecher durch den Häscher zur Stadt hinausbrügeln, der von dem Blutgericht begnadigt worden war.

Bey Gelegenheit dieses, muss ich noch eines alten Gebrauchs in Zürich gedenken: Es wird nämlich gewöhnlich alle Tage um 11 Uhr geläutet, woran die Einwohner schon gewöhnt sind; wird nun Blutgericht gehalten, und der Verbrecher wird zum Tode verdammt so hört zum Zeichen das gewöhnliche Läuten um 11 Uhr auf und die Glocke ertönt erst um 12 Uhr, welche dann anzeigt, dass der Verbrecher hinaus vor Gericht geführt werden soll.

Die Geschichte von dem Verbrecher klingt wie eine Ergänzung zu Goethes Tagebuch. Hier steht am Vormittag: «Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen von und zu dem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu. Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Elfuhriglocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, dass der Verbrecher begnadigt ist; hält aber die Glocke inne, so ist das Todesurteil gesprochen und sie gibt um halb zwölf das Zeichen zu seiner Hinausführung. Diesmal ward er begnadigt . . .». Aber: er wurde, hier setzt Geist ein, zur Stadt hinausgeprügelt.

Über diesen Sünder fand Dr. O. Sigg vom Staatsarchiv des Kantons Zürich im Ratsmanual des Unterschreibers, 20. September 1797: «Präsentibus H.H. Seckelmeister Hirzel und neuen Räte.

Da der vorerwähnte Johannes Heissi von Schleithem, Schaffhausergebiets, wiederholt eingestanden hat, dass er sich schon seit 14 Jahren verschiedener, teils in der Eidgenossenschaft, teils in den benachbarten Gegenden begangenen Diebstählen schuldig gemacht, erst kürzlich aber, ungeachtet er wegen höchst strafbarem Anteil an Verfertigung und Verbreitung von falschen Neuen Thalern von dem Landtvogteiamt in Baden ernstlich bestraft und aus den hiesigen Gegenden bannisiert worden sei, dieses Bannissement frecherweise sogleich übertreten und von neuem zwei beträchtliche Diebstähle in dem hiesigen Gebiet verübt habe – so haben Meine Gnädigen Herren die wohlverdiente Strafsentenz gegen diesen Verbrecher einmütig dahin ausgefällt, dass er *diesen Nachmittag* 1 Stunde

an den Pranger gestellt, mit Ruten ausgestrichen werden, für lebenslang aus gesamt loblicher Eidgenossenschaft bannisiert sein und deshalb Uhrfehd schwören solle».

Das war ja wohl ein ausgemachter Gauner und armer Teufel zugleich. Immerhin, er konnte sich, nach wohl schon öfter ausgestandener Strafe, dann trollen.

Donnerstag, den 21 Sept.

Kam Herr N. N. [Meyer] mit einem Schiff auf dem See herunter nach Zürich um uns abzuholen, und wir segelten, nachdem wir alles Gepäck zu Schiff gebracht, glücklich nach Stäfa.

[Meyer] hat er an den Rand der Seite gesetzt; unbekannt, was ihn dazu bewog, den Namen vom Freund seines Herrn doch noch zu kennen. Genau genommen, kam er, Johann Heinrich Meyer, am Abend zuvor schon nach Zürich, doch ist Geists Bild sehr hübsch: das Schiff legt am schönen Herbstmorgen an bei der heutigen Storchen-Ländte, das Gepäck wird herübergetragen vom Gasthaus «Zum roten Schwert», die Fahrt geht hinaus in die Weite des Sees; im Hafen der «Schipf» bei Herrliberg wurde angelegt, dort zu Mittag gespeist, dann weitergesegelt nach Stäfa, zum ersten Aufenthalt von einer Woche. Am 28. September brachen Goethe, Meyer und Geist zur Wanderung nach dem Gotthard auf, von dort kehrten sie am 9. Oktober zurück, hielten sich erneut in Stäfa auf bis zum 20., und fuhren wieder vorerst zum Mittagessen in die «Schipf» und: «Um 7 Uhr kamen wir im Hafen bey Zürich an und logirten bei Hr. Rittmeister Ott im Schwerdt.»

Sonntag am 22 Oct.

War ich Nachmittags in der St Peters Kirche und hörte den Unterpfarrer Herrn Hess predigen.

Herr Lavater, als der erste Pfarrer sass in seinem Sitz nicht weit von der Kanzel und ich konnte diesen so berühmten Mann seiner Person nach nun auch deutlich kennen lernen. Er ist [ein] langer und im Gesicht hagerer Mann, hat ein dünnes schwarz, graues Haar, sein Alter mag ohngefähr 58 Jahr seyn.

Nach der Kirche ging ich das Gessnerische Denkmal zu sehen. Doch ehe ich weiter zu einem andern Gegenstande schreite, will ich erst die Art des Gottesdienstes bey den Reformirten wenigstens summarisch zu erzählen suchen.

Ihre Kirchen sind ganz einfach ohne allen Schmuck und Zierde gebaut, hie und da sieht man einen und den andern Biblischen Spruch an der weissgetünchten Wand angeschrieben. Die Männer sind so wie bey uns auch von dem weiblichen Geschlecht abgesondert. Ihre Gesänge sind sehr angenehm anzuhören, denn da jedes Kind, es sey nun männlichen oder weiblichen Geschlechts in der Schule zur Erlernung der gewöhnlichen Singnoten angehalten wird, so hat man in den Gesangbüchern über jeden Gesang die Melodie auf Noten und zwar vierstimmig drüber gedruckt; nach dieser vorgeschriebenen Melodie singt nun ein jedes, nachdem er nun eine tiefe oder eine klare Stimme hat z. B. einer singt den Bass, weil vielleicht seine Stimme dazu am geschicktesten ist, ein anderer den Alt, ein dritter den Tenor und das weibliche Geschlecht, wohl meist den Diskant sodass dadurch ein vollständiger Accord herauskommt, dabey wird auch äusserst langsam gesungen. Die Reformirten leiden sogar keine Orgel in ihrer Kirche, deswegen wohl ihr vollständiger Gesang um so nothwendiger ist, damit sie doch etwas haben, was ein wenig dem Ohre schmeichelt.

Da vielleicht schon vor geraumer Zeit ein etwas übertriebener Luxus in Ansehung der Kleider bey den Schweizern herrschte, so hat man dieses gute Gesetz gemacht, dass jedermann, er mach auch noch so vornehm oder gering seyn, sowohl das männliche als das weibliche Geschlecht beym Gottesdienst überall schwarz erscheinen muss. Jeder Bürger trägt auch noch überdies einen Degen und einen schwarzen Mantel mit welchem Ornat er auch nach der Kirche geht.

Dies sey zum Vorschmack genug gesagt.

Ich komme also nun wieder zu dem Gessnerischen Monument, das sich auf der Erdzunge unterhalb der Stadt befindet, welche von dem Zusammenfluss der Limmath und der Sil gebildet wird. Das Monument ist von braunem Marmor in vier-eckter Form sehr prächtig aufgeführt auf der Vorderseite ist ein Genius welcher opfert, von Alexander Trippel, in schönem weissem Marmor ausgehauen. Dieser Trippel ist von Schafhausen gebürtig, war eine Zeit lang in Rom und verfertigte auch eben

dieses Denkmal 1791 noch daselbst. Auf der Hinterseite ist eine Stelle aus Abels Tod citirt, die mir aber, weil ich sie nicht gleich niedergeschrieben, unglücklicher Weise wieder entfallen ist. Die Erdzunge, deren vorhin erwähnt worden, ist in einen englischen Garten umgeschaffen und ist besonders Sonntags einer der gemeinsten Spatziergänge der Einwohner.

Von hier gingen wir über einen engen Steg, welcher über die Limmath führte und kamen nach der alten Stadt, begaben uns von da auf den Wall, welcher ebenfalls einer der angenehmsten Promenaden um Zürich herum ist, denn da die Wälle ziemlich hoch sind, so kann man einen guten Theil der Stadt, ja beynah das ganze übersehen, dann hat man links auch die schönste Aussicht über den See und nach den Glarner Schneegebirgen hin, die sich besonders bey untergehender Sonne sehr prächtig und glänzend präsentieren. Von da gingen wir nach der Stadt zurück.»

«Herr Lavater»: Das Bild von Lavater, unter der Kanzel der Predigt des jungen Pfarrers lauschend, hat etwas Ergreifendes, fast möchte man Geist Dank sagen! Goethe hat den einstigen Freund gemieden während dieses Aufenthaltes, einmal erwähnt er ihn: «Auf dem Rückweg sah ich den Kranich», das war niemand anders als Lavater mit seinem stelzenden Gang auf dünnen Beinen, und sicher wurde auf der Reise zum Gotthard, in Stäfa, sein Name genannt. Geist kannte ihn demnach – jeder mann kannte damals den Prediger Lavater, im weiten Umkreis wurde von ihm geredet, und der Schreiber machte sich auf, ihn am Sonntag zu sehen. Lavater war damals ziemlich genau 56 Jahre alt, vier Jahre vor seinem Tod. – Es dauerte danach noch an die 40 Jahre, bis der letzte Band von «Dichtung und Wahrheit» herauskam, in dem Goethe Lavater ein Denkmal gesetzt hat über Seiten hin, die zu den schönsten gehören, die über ihn geschrieben worden sind.

«Ihr Gesänge»: Nachdem ihm die Litanei der katholischen Pilger unterwegs nach Einsiedeln «nicht die schönste Musik» gewesen war, weiss er den vierstimmigen, wenn auch langsamen protestantischen Gesang zu schätzen.

«Die Erdzunge» unterhalb der Stadt: die Platzpromenade, auf der das Monument für Salomon Gessner (†1788) steht, von seinen Verehrern gestiftet, geziert mit Reliefs aus carrarischem

Marmor, vom Schaffhauser Bildhauer Alexander Trippel in Rom:

Mykon bringt dem Andenken des Vaters seines Freundes Daphnis bei der von jenem erbauten Hütte ein Opfer dar (Ludwig Geist sah in Unkenntnis der Gessner'schen Idylle, unter ihnen Daphnis und Mykon, in einer der beiden Gestalten einen Genius). Die Inschrift lautete: «Dem Andenken Salomon Gessner's von seinen Mitbürgern gewidmet. – Billig verehret die Nachwelt den Dichter, den die Musen sich geweiht haben, die Welt Unschuld und Tugend zu lehren.»

Das Monument selbst, ein pompöser, klassizistischer Aufbau, tempelartig bekrönt mit einer grossen Urne, zerfiel später, ein neues Denkmal wurde geschaffen. Geblieben vom einstigen ist das Relief, das Geist beschrieb; es ziert nun das Treppenhaus im Muraltengut.

Von hier gingen «wir», lässt aufmerksam werden. Vorher schrieb er in erster Person Einzahl, nun wir? Wer – wir? Über den Nachmittag schwieg Goethe in seinem Tagebuch sich aus. So wäre es möglich, dass er mit Meyer auch zum Gessner-Denkmal ging, weniger um den von ihm nur bedingt anerkannten Dichter-Maler zu ehren, als um Trippels Werk zu sehen. «Ich sah Trippels Bild an der Wand», schrieb er im Schlösschen Wörth, Bild des Bildhauers, der in Rom seine Büste gemacht hatte und inzwischen gestorben war. Vielleicht war am Vormittag davon gesprochen worden und nicht zufällig traf Geist auch dort ein? Und dann gingen sie über den «engen Steg» – den langen Steg unterhalb der heutigen Bahnhofbrücke – durch die «alte Stadt», das Niederdorf, durch das sie eingefahren waren, «auf den Wall», vermutlich bei der Kronenporte.

Montag den 23^{ten} October

Ging ich über den Markt und zum Thore hinaus, um die innere Stadt spaziren, begab mich bald zu einem andern Thore wieder hinein und kam zufälliger Weise vor ein Haus vorbey, in welchem der Mann gestorben war, dass man also grade in dem Augenblick im Begriff war, die Leiche zur Erde zu bestat-

ten. Ehe ich aber noch den Leichenzug schildere, muss ich noch etwas wenig voraussetzen:

Wenn in Zürich irgend eine Person stirbt, so geht des Morgens am Begräbnistage eine Frauensperson [in der Anmerkung: diese Frau trägt ausser ihrem schwarzen Anzug noch eine weisse Mütze und überdies einen weissen Schleyer über den ganzen Kopf her] ganz schwarz angekleidet in der Stadt herum, indem sie den Nahmen des Verstorbenen in allen Strassen mit heller Stimme ausschreyt, eben so meldet sie aus sein Logis, wo sich die Leidtragenden zu versammeln haben. Wenn dieses geschehen, so kommen diejenigen Bürger besonders vor dem Hause des Verstorbenen zusammen, welche zu seiner Zunft gehören. So z. B. wenn ein Fischer stirbt, so versammeln sich vorzügl. die Fischer u.s.w. Demohngeachtet aber finden sich auch mehrerer aus andern Zünften bey dem Leichenzug ein, die vielleicht mit dem Verstorbenen, als er noch lebte, in genauer Bekanntschaft und Freundschaft lebten. Sie sind übrigen[s] sämtlich schwarz gekleidet und mit Flor behängt, die ganze Geistlichkeit versammelt sich bey einem solchen Fall ebenfalls vor dem Hause, um den Verstorbenen zu begleiten. Ist nun alles beysammen, so treten die Anverwandten des Verstorbenen alle in eine Reihe auf ein vor dem Hause gelegtes Bret[t], alsdann kommen die Geistlichen, wie sie nach gehöriger Rangordnung auf einander folgen, und ein jeder reicht sämtlichen Betrübten seine Hand und giebt dadurch sein Beyleid zu erkennen; dieses thun nun auch die andern Bürger. Ist dieses nun durchaus von einem jeden geschehen, so kommen zuletzt die Träger, welche aber, ohne Händedruck, sogleich in das Haus gehen und die Leiche heraustragen. Nun zieht denn alles in gehöriger Rangordnung hinter dem Sarg her, erst kommt der älteste Sohn des Verstorbenen oder auch die Tochter, die das Recht haben, neben der linken Seite des Sarges herzugehen; dann folgt die sämtliche Geistlichkeit und dann die übrigen Bürger, alle Paar mit Paar, sodann folgen die Frauenzimmer, die aber nicht eher aus dem Hause der Leiche herausgehen, als bis der Verstorbene fortgetragen wird. Die Anverwandten sind alle schwarz mit weissen Mützen und mit einem schwarzen Schleyer bedeckt, in der Hand halten sie ein ganz weisses, vier-eckt zusammengelegtes Taschentuch. Nächst diesen folgen die Weiber, der vorhin erwähnten Zunftmeister, welche sich von

den erstern Frauenspersonen dadurch auszeichnen, dass sie in ihrer Hand kein Taschentuch, sondern blos einen schwarzen Fecher tragen.

Die Leichen- oder Todtenfrau macht wie bey uns auch den Beschluss des ganzen Zuges, der die Leiche bis vor die Kirchhofthür begleitet und alsdann auseinandergeht. Die Anverwandten allein treten noch um das Grab herum, indem ein kurzer Sermon gehalten wird.

«Der Mann gestorben war»: Da hat er ein umständliches, makaberer Feuilleton geschrieben und sich insofern geirrt, als er den Leichenzug ohne kirchliche Feier direkt vor den Friedhof schickt. Berichtigt wird dies aber am Schluss seines «Idiotikons», indem dort «die Formel, mit welcher eine Art von Klageweib die Zunftgenossen zum Leichenbegängnis ruft» heisst: «Zabik um die vier wird mä den Herrä Kaschper Häfli zur Kille tragen». Dieser am 23. Oktober 1797 begrabene Herr «Häfli» ist in keinem Buch der damaligen Pfarrgemeinden zu finden. An dem Tag wird nur in der Kirchgemeinde St. Peter (genaue Schriftanalyse vorbehalten, möchte auf der unteren Hälfte der Seite Lavaters Schrift erkannt werden), auf dem Friedhof St. Anna «Meister Mathias von Leer, der Wagner, seines Alters 48 Jahr, 10 Monate und 18 Tage» beigesetzt. Hat wohl Geist Spass gefunden am Namen Häfeli? Hat er an die Fischerzunft gedacht, weil er vom See her sich mit Fischern und Schifflenten verbunden fühlte?

«Die Totenfrau»: so genau er sie beschreibt, hat er nicht gehört, dass sie in Zürich als Institution «das Leichenhuhn», «s'Lychehuen» genannt wird; wogegen «de Freudmeie», oder das «Freudenmädchen», ein lichtfarben, oft in eine Tracht gekleidetes weibliches Geschöpf, den bebänderten Blumenstrauß in der Hand, durch die Gassen zieht und das freudige Ereignis einer Geburt bekannt gibt.

Die Aufzeichnungen von Ludwig Geist enden in Zürich mit: «Dienstag am 24^{ten} October und Mittwoch am 25^{ten} bereitete ich mich zur Abreise vor und war mit Einpacken beschäftigt», Donnerstag den 26. verliessen Goethe und sein Schreiber sowie Freund Meyer unsere Stadt «morgens um 8 Uhr».